

Verlag Bibliothek der Provinz

Michael Koller

JAGD IM OLIVENHAIN

Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-208-3

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagbild: Michael Koller

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



Michael Koller

JAGD IM OLIVENHAIN

Roman

INHALT

KAPITEL I

Gegenwart und Vergangenheit

7

KAPITEL II

Die Jagd

186

KAPITEL I

Gegenwart und Vergangenheit

1

Perlen vor die Säue. Das war ein durchaus treffender Vergleich. Ja, Perlen vor die Säue. Genau so oder zumindest so ähnlich fühlte ich mich, als ich die Tür zu meiner Kanzlei in der Kaserne am Truppenübungsplatz von Allentah aufschloss, diese weit offen stehen ließ und das schwarze Barett in die rechte Seitentasche meiner Uniformhose steckte. Seit ich zurückdenken konnte, hatte ich nichts mehr anderes gemacht, als Perlen vor die Säue zu werfen. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und klappte die mitgebrachte Tageszeitung vor mir auf. Draußen schrie der Charge vom Tag zum Morgenappell. Ich blickte auf meine verchromte Armbanduhr und begann die Lektüre zu überfliegen. Die Welt hatte sich wieder 24 Stunden lang weitergedreht. Ohne mein Zutun. Und die Nachrichten waren die gleichen wie immer. Wenn man sich auf irgendetwas in diesem Leben verlassen konnte dann war es die Tatsache, dass die Nachrichten stets die gleichen waren. Nicht im Wortlaut. Nicht im Kern der Ereignisse. Und doch glichen sie sich wie eineiige Zwillinge. Denn sie hatten einen unumstößlichen Konsens. Sie waren schlecht. Was sich nicht unbedingt auf ihren Inhalt bezog. Sie waren schlecht, weil sie von der Gier getrieben waren, sensationell zu sein. Obgleich sie diesem Anspruch selten bis nie gerecht wurden. Der Spieß übernahm am Appellplatz das Kommando und meldete dem Oberleutnant die Batterie zum Tagesbefehl angetreten. Ich sah meine Vorgesetzten im Geiste vor mir. Der Spieß in lascher, völlig gleichgültiger Haltung. Und

der Oberleutnant eifrig bemüht, diesen Affront zu übersehen. Nachdem ihnen mitgeteilt wurde, was sie für diesen Tag zu tun oder zu lassen hatten, trampelte eine Horde Rekruten zurück ins Gebäude und zerstörte endgültig den Frieden, den ich an diesem Morgen gesucht hatte. Der Spieß blickte mich auf dem Weg zurück in sein Büro verächtlich an. Einige junge Unteroffiziere schlenderten sich laut unterhaltend an meiner offenen Tür vorbei, ohne mich zu beachten und schließlich trat der Oberleutnant an den Absatz.

„Berger!“, schalt er wenig überzeugend. „Wieder einmal nicht bei der Befehlsausgabe! Es ist an der Zeit, Sie zu disziplinieren, Stabswachtmeister!“ Ja, es war an der Zeit. Und doch tat er es nie. Und er wusste auch genau, warum nicht. Ich blätterte gelangweilt um, ohne mich in Anbetracht seines Ranges zu erheben und las verdrossen den nächsten Artikel, der sich einmal mehr mit der grassierenden Überfremdung in diesem Lande befasste.

„Hatte noch unten in der Waffenkammer zu tun und kam erst wieder herauf, als der Morgenbefehl schon im vollen Gange war.“ Damit fertigte ich ihn regelmäßig ab, wenn ich eine der lästigen Pflichten schwänzte, die es hier zuhauf gab. Er schüttelte betrübt den Kopf und entfernte sich. So viel konnte ich aus den Augenwinkeln erkennen. Ich hatte den Kommandanten meiner Batterie einmal aus einer sehr misslichen Lage gerettet und nutzte das seither gebührend aus. Nachdem der letzte Funken Interesse an der Zeitung verglimmt war, stand ich auf und begab mich nun tatsächlich in die Waffenkammer. Dazu stieg ich die mit Granit ausgelegten Treppen am Ende des langen Batteriekorridors hinab. Vorbei an mit scheußlicher, brauner Farbe getünchten Wänden, was mich stets an gerade ausgeschiedene Fäkalien erinnerte. Warum ich Soldat geworden war, wusste ich selbst nicht mehr.

Obwohl ich mit meinen 40 Jahren noch den Verstand hatte, mich daran erinnern zu können. Vielleicht hatte ich es einfach verdrängt. Weggesperrt wie alles andere, was in meinem Leben von Bedeutung war. Oder noch von Bedeutung werden konnte. Ich klimperte mit meinem großen Schlüsselbund und nahm die Ehrenbezeugung meines Gehilfen, der bereits auf mich wartete, schweigend zur Kenntnis. Ich schloss die vergitterte Tür auf, überwand eine weitere, schwere Stahltür und stand wieder dort, wo ich einen Gutteil meines Lebens fristete. In der Abgeschlossenheit von vor Tod strotzenden Waffen. Mit einem Wink erinnerte ich den Wehrmann an seine täglichen Pflichten, die hauptsächlich in Reinigungsarbeiten bestanden, und widmete mich meinerseits dem Papierkrieg. Was dem einen lästig war, stellte für mich die einzig wahre Befriedigung dar. Wenn es überhaupt noch etwas gab, was mich begeistern konnte, dann waren es Tabellen. Listen, zusammenhängende Zahlen, Statistiken. Darin ging ich auf. Und ich wusste auch warum. Weil mich diese trockene, gefühllose Materie beruhigte. Mich vor dem schützte, was sich da draußen Tag für Tag abspielte. Ich liebte Zahlen mehr als Menschen, weil ich sie beherrschen konnte. Mit ihnen jonglierte. Sie in Reih und Glied versetzte. Ohne Widerspruch. Ohne Komplikationen. Ohne Gefühle, ohne Tränen, ohne Bedürfnisse. Zahlen waren pflegeleicht. Wie eine Katze, die man ans Kistchen gewöhnt hatte. Während mich der blanke Stahl der aufgereihten, in offene Regale verbrachten Sturm- und Maschinengewehre anblinzelte, hielt ich kurz inne. Es war acht Uhr. Karla sperrte vermutlich gerade die Boutique auf, in der sie arbeitete. Karla war meine Freundin. Warum, wusste ich selbst nicht. Sie war bildhübsch, acht Jahre jünger als ich. Lebensfroh, ehrgeizig. Fast resignierend schüttelte ich den Kopf. Ja, was wollte eine

solche Frau von mir? Schon seit wir uns vor zwei Jahren kennengelernt hatten, kreiste diese Frage wie ein auf Aas wartender Geier über meinem Kopf. Und genauso lange blieb mir dieser Kadaverfresser die Antwort auch schuldig. Ich fühlte mich durchsichtig. Wie ein Schatten. Nicht wahrgenommen. Ich fühlte mich fremd, ausgestoßen. Und doch sehnte sich dieses Prachtweib nach meinen Lenden. Meinen Stößen. Meinem Sarkasmus. Meiner tief-schwarzen Melancholie. Perlen vor die Säue. Womöglich würde auch sie über kurz oder lang zu diesem Schluss gelangen. Aber ich würde darüber nicht in Agonie verfallen. Höchstens in eine kurze Wallung von Selbstmitleid. Denn ich liebte sie nicht. Aber begehrte doch. Und wurde begehrt, was mich am allermeisten verwirrte. War unsere Existenz nicht eine sinnlose Traurigkeit, die spätestens mit dem Tode offenbar wurde? Dann, wenn wir wieder alle zum Nichts wurden. Egal ob Kaiser, König, Bettler, Hure, Oberleutnant oder Stabswachtmeister. Vom Moment unserer Zeugung an starben wir. Jede Minute ein Stück. Und dieses lange Sterben nannten wir beschönigend Leben. In einem puren Anfall von Sentimentalität. Ich wusste, wie sehr mich all diese Gedanken zermürbten. Mich von einer profanen Welt fernhielten, in der ich vielleicht nicht Weisheit, aber doch Glück erfahren konnte. Und gerade das war es, was mich letztlich abhielt. Weil ich die Weisheit über das Glück stellte. Eine Weisheit, die ich anstrebte und doch so wenig von ihr mitbekommen hatte. Eine Weisheit, die mit den großen Denkern früherer Zeit untergegangen schien und sich nur noch, falls überhaupt, in der vernichtenden Technik offenbarte. Ich klappte das dicke Journal, das Schießbuch zu und erhob mich. Die erste Pause war erst für neun Uhr vorgesehen. Aber wer zum Teufel war ich? Ich schlug demonstrativ mit meiner Faust auf den

Tisch, scheuchte damit unvermittelt meinen an absolute Ruhe gewöhnten Gehilfen auf und begab mich schnurstracks in die Messe. Also in jene Räumlichkeiten, wo einer Person meines Ranges beinahe rund um die Uhr, aber zumindest bis Dienstschluss, ein Getränk welchen Ursprunges auch immer gereicht wurde. Und ein derartiges verlangte ich. Einen Saft, der meine Erkenntnis überwand. Meine Erkenntnis, dass es mit Karla bald vorbei sein würde. So wie mit den anderen vor ihr auch. Woran ich mich eher undurchsichtig erinnern mochte. Bloß an Claudia, die in ihrer Herzlichkeit so weit gegangen war, selbst mein stählernes Herz zu erweichen. Claudia. Ja, sie hatte ich geliebt. Aber sie war gegangen. So wie ich es erwartet hatte. So wie jede vernünftige Frau gegangen wäre, die einmal meinen Atem einsog. In der Unteroffiziersmesse angelangt, bestellte ich und im Nu glitt das servierte, eiskalte Bier über meine Kehle. Gelangweilt an den Tresen gelehnt ließ ich mir von der Ordonnanz Feuer geben, sog den bissigen Rauch in mich auf und betrachtete die Kulisse, die sich mir bot. Schon am frühen Vormittag waren einige Unteroffiziere sichtlich angetrunken. So wie jeden Tag. Wie ein unablässiges Ritual der Destruktion, das sich fest in ihre Seelen eingebrannt hatte. Anwesenheitsdienst nannte man das. Verrichtet von Leuten, die für nichts mehr zu gebrauchen waren. Und doch aufgrund ihres Dienstvertrages Anrecht auf Bezahlung, Urlaub, Krankenversicherung und Pension hatten. Schon hier sah man, dass das System nicht funktionieren konnte. Jenes System, das uns katalogisierte, einordnete und letztlich ablegte. Unser aller Fleisch und Blut zwischen Flügelordner presste. Bis wir als vertrocknete Leichen in den Staub der Geschichte übergingen. Jenseits all dessen, was wir einst geleistet oder dargestellt hatten. Die Sinnlosigkeit jenes Unterfangens, was

wir als Leben bezeichneten, übermannte mich einmal mehr. Brachte mich der Melancholie ganz nahe. Tausende Gedanken durchpflügten in diesem Moment gleichzeitig mein Gehirn. Es gab keinen Ausweg. Außer der unausweichlichen Flucht in die Vergangenheit. Die alles noch viel schlimmer machte.

Rückblende 1:

Die ersten Erinnerungen an mein irdisches Dasein sind äußerst schwammig. Ein Tischbein, ein kariertes PVC-Belag, ein altes Sofa, eine schäbige Büroeinrichtung. Ein etwas muffiger Geruch. Und eine böse Vorahnung. Aber keine Menschen. Überhaupt bin ich außerstande, jenen zu bezeichnen, an den ich mich als Ersten entsinne. Was aber auch keine Rolle spielt. Es ist zu lange vergangen. Zu lange bereits ohne jegliche Bedeutung. Ich kam in einen Kindergarten, der von Ordensschwestern geleitet wurde. Schwester Angelina sehe ich lächelnd vor mir. Dieses herablassende, stigmatisierende Lächeln, das sie mir entgegenbrachte. Dieses Lächeln, das mich entwertete, mir die Würde nahm. Mich mit Minderwert übergoss. Diese Frau sah etwas in mir, was ihr nicht gefiel. Das sie für unumkehrbar hielt. Und in ihrer gespielten Freundlichkeit meißelte sie mir das mitten ins Gesicht. Sie belächelte meine Zeichnungen, meine musikalischen Versuche, alles, was ich tat. Vielleicht ist sie es, die meine erste menschliche Erinnerung darstellt. Sie und ihre Ablehnung gegen mich. Gegen ein Kind von drei Jahren. Ansonsten herrscht Leere in meinem Gedächtnis über diese Zeit. Nur noch Kleiderhaken in der Kindergartengarderobe. Eine Waage mit unterschiedlichen Gewichten. Ein gebundenes Papierherz mit meinem Bild darin. Ein schöner Sommertag auf einer Wiese und mein kleines Händchen als Gipsabdruck, verziert mit blauer

Farbe. Ja, und ein bärtiger Nikolaus, der in helles, fast weißes Licht getaucht ist. Umringt von Kindern in einer schmalen Küche. Und das kleinste Geschenk für mich.

2

Ich saß mit Karla am Balkon ihrer Wohnung in Mürren und besah sie mir, während ich mit etwas Rotwein meine Lippen benetzte. Ihr langes, kastanienbraunes Haar wallte durch die leichte Brise, die an uns vorüberzog. Ihre azurblauen Augen konzentriert auf das Smartphone gerichtet, in das sie gerade irgendeine Nachricht tippte. Mit einem leicht süffisanten Lächeln auf ihren rosa Lippen. Sie führte also wieder etwas im Schilde. Ich hatte mich längst mit ihren Alleingängen abgefunden. Mit ihren Freunden und Bekannten, von denen ich genauso wenig hielt wie von einem Darmverschluss. Wenn sie mir verkündet hätte, dass alles aus und vorbei wäre, hätte ich meinen Wein ausgetrunken, mich etwas zur Seite gedreht und die sich langsam senkende Abendsonne genossen. Es hatte keinen Sinn, sich an andere Menschen zu klammern. Ans vermeintliche Glück. An ein Leben in vollkommener Harmonie. Wir waren uns zu fremd, zu unterschiedlich. Und zogen uns doch in einer gewissen Weise an. Ich nahm jetzt einen etwas kräftigeren Schluck und überlegte, was wohl Karla über unsere Beziehung dachte. Sie hatte nie davon gesprochen. Nie von der Zukunft. Nie von ewiger Liebe, wofür ich ihr sehr dankbar war. Sie hatte kantige Backenknochen, die ihrem Gesicht nicht nur Schönheit, sondern auch Charakter verliehen. Und genau das war es auch, was mich zu ihr hingog. Sie war keine gackernde Henne, die glucksend und geifernd ihre eigene Dummheit zur Schau stellte. Sie war klug, zielstrebig und wenig sentimental. Was mich von Beginn an zu der Überzeugung brachte,

dass ich nur eine Station in ihrem Leben darstellen würde. Aber genau diese Perspektivlosigkeit war es, die mich immer wieder für sie vereinnahmte. Diese Unverbindlichkeit, die ich empfand. Der Klang ihrer Stimme scheuchte mich abrupt aus diesen Gedanken.

„Jetzt weiß ich, wohin wir heuer in den Urlaub fahren!“, verkündete sie mit fester Stimme und hielt mir den Bildschirm ihres Telefons entgegen. Ich beugte mich wenig begeistert nach vor und besah mir das Foto, das darauf zu sehen war. Ein altes, aber sichtlich renoviertes Backsteinhaus irgendwo im Süden. Terrakotta, wohin man blickte.

„Schönes Haus“, brummte ich Böses ahnend. Karla sah mir lächelnd ins Gesicht. Sie wusste nur zu gut, wie sehr mir unser letzter Urlaub noch in Erinnerung war. Und die Begleitung in Form von zwei weiteren Pärchen, von der ich erst am Abreisetag in Kenntnis gesetzt wurde.

„Keine Angst, Brummbär!“, umgarnte sie mich. „Es sind bloß zwei Betten vorhanden. Tom und Lisa sind gerade dort. Sie reisen heute ab und der Vermieter hat noch niemanden, der es übernimmt. Erst im August ist die Hütte dann ausgebucht. Lisa hat mir noch weitere Fotos geschickt. Es ist herrlich dort. Olivenhaine, Obstbäume, Kräutergärten. Und rundherum nicht eine Seele, die einen stören könnte. Ein echtes Idyll. Genau nach deinem Geschmack.“ Jetzt ging ihr Lächeln in ein fast provokantes Grinsen über. Ich nahm das Handy an mich und blätterte die Bilder durch. Ja, wirklich sehr nett. Was mich daran irritierte, war etwas ganz anderes. Ich sprach Karla direkt darauf an.

„Wie kommt es, dass du dich für eine solch abgelegene Urlaubsdestination begeisterst? Da scheint weit und breit nichts zu sein.“ Bevor ich weiterreden konnte, unterbrach sie mich.

„Ja, der nächste Ort liegt im Tal. Etwa zehn Kilometer entfernt.“ Sie wurde nun sichtlich ernster. „Schau her. Ich bin nicht bescheuert. Ich weiß, dass dich meine Freunde nerven. Mein ganzer Lebensstil. Was zu einem Gutteil daran liegt, dass du eben keine Freude am Dasein aufbringst. Du bist ein Einsiedler. Ein Pessimist. Und es gibt nicht wenige, wie du dir sicher denken kannst, die sich ernsthaft fragen, was ich mit dir eigentlich will. Aber mich interessiert das nicht. Weil ich mehr in dir sehe als du selbst. Nenn mich verrückt. Aber genau das gefällt mir an dir. Weil du mir nicht gefallen willst. Weil du dir selbst nicht gefällst. Und so ein Trip in die Einöde ist doch genau das, was einige Fragen zwischen uns beantworten kann.“ Ich nickte leicht, richtete meinen Blick auf einen Weinleck am Balkontisch und dachte kurz über das nach, was sie gesagt hatte. Es war nicht die Analyse, die mich verblüffte. Auch nicht ihre Offenheit. Es war das Eingeständnis, dass sie mich keineswegs abgeschrieben hatte. Mich nicht als bloßen Zeitvertreib ansah. Irgendwie war es beschämend für mich. Nicht rührend. Denn dazu fehlte mir die Eitelkeit. Ob sie diese Worte auch ehrlich meinte, stand freilich auf einem anderen Blatt Papier. Die Absichten der Menschen waren oft so verschlungen wie die Wege, die sie gingen. Oder wollte ich es mir nur nicht eingestehen, mehr für sie zu empfinden, als ich selbst bereit war zuzugeben?

„Nun denn“, sagte ich nach einigem Zögern. Die Sache war beschlossen. So wie Karla alles beschloss, was uns beide betraf. Indem sie mir den Spiegel vorhielt. Je länger ich es überdachte, desto mehr kam ich zu der Erkenntnis, dass ich dieser Frau nicht gewachsen war. Ich, der größte verkaufte Denker seiner Zeit. Sie wickelte mich genauso ein wie die alten Hutblumen, die in ihrem Laden überteuerte Kleider kauften. Manipulation war ein todsicheres

Mittel, legal an den Geldbeutel anderer zu gelangen. Manipulation und Überzeugungskraft. Wie viel Wahrheit dahinter steckte, wusste man nie. Und wenn man es erfuhr, war es schon zu spät.

Rückblende 2:

Mit der Erstkommunion kam ich der Gemeinschaft der heiligen katholischen Kirche einen Schritt näher. Ich trug einen dunkelblauen, samtenen Anzug und eine Fliege in gleicher Farbe und Stoff. Dass der Leib Christi lediglich eine endlos an der Zunge klebende Oblate war, stellte sicherlich eine Enttäuschung dar. Wohl auch für Schwester Angelina, die ein letztes Mal missbilligend auf mich herab lächelte, ehe sie meinem Gesichtsfeld für immer entschwand. Die Zeit verging, ohne an mir haften zu bleiben. Kindermaskenbälle als Cowboy und Musketier. Ich mit meiner Schultüte am Hinterhof des Möbelgeschäftes meiner Eltern. Die Mutter einer Schulfreundin samt Fleischerei sehe ich plötzlich wieder vor mir. Freundlich mit uns Kindern lustige Spiele spielend. Freundlich auch zu mir. Alles, was Flügel hat, fliegt. Dann meine Lehrerin in der Volksschule. Eine nette Frau, die mich mochte. Nach den Schulstunden drillte mich meine Mutter. Lesen, schreiben, rechnen. Schließlich hatte Schwester Angelina immer wieder angedeutet, ich sei etwas zurückgeblieben. Mutter mochte sie auch nicht. Und jetzt will sie es ihr zeigen. Durch mich. Mein Sohn ist nicht dumm. Das trieb sie an. Und auch mich. Wir werden es dieser Nonne schon beweisen. Dann wurde es Winter. Ich nutzte jeden Hügel in Alt-Mürren, einem kleinen Dorf im Waldviertel, das unmittelbar an die Stadt Mürren angrenzte und rutschte mit meinen neuen Skiern daran herunter. Stundenlang. Bis ich meine Füße nicht mehr spürte. Das heiße Wasser, in das sie schließlich gestellt wurden, vergaß ich

mein Leben lang nicht. Spüre es selbst heute noch. Nach beinahe 35 Jahren. Nur die Freundschaften nicht mehr. Weggefeht vom Besen der Zeit. Die Freundschaften, die es unter Kindern eben gab. Weder tief noch innig. Aber stets präsent. Ohne Lüge, ohne Blendwerk.

3

Nachdem ich mich von Karla verabschiedet hatte, steuerte ich die nächstgelegene Kneipe an. Sie wusste, dass ich mich nun sinnlos betrinken würde. So wie sie alles zu wissen schien. Diese wunderschöne Modeverkäuferin, mit deren makellosen Körper ich mich gerade vereint hatte. Deren Atem ich noch immer spürte. Ihren Geruch, ihre Präsenz. Ihr Feuer, das vor Leben schrie. Sie hatte mich aufgefordert dazubleiben. Aber ich hatte abgelehnt. Und nicht wegen des Alkohols, der mir nun in Aussicht stand. Ich wusste, dass ich mich ihrer entziehen musste, um sie weiter zu begehren. Und um weiter von ihr begehrt zu werden. Hunderte von Männern hatten sich schon vor ihre Füße geworfen. Darüber spottete sie ständig. Nur ich hatte sie mit Missachtung gestraft. Einer von Tausenden in dieser elenden Stadt. Und so kamen wir zusammen. Ich stieß die Tür zur Kneipe auf und begab mich an einen freien Platz am Tresen. Wer um diese Zeit noch hier war, hatte mit dem Leben abgeschlossen. Oder es zumindest versäumt, davon Kenntnis zu erlangen. Der Wirt, ein aufgedunsener, eingebildeter Kerl in meinem Alter, stellte die unvermeidliche Frage. Und ich gab die unvermeidliche Antwort, während ich den kalten Gerstensaft in Gedanken bereits auf meinem Gaumen spürte. Erst jetzt blickte ich mich im Raum um und machte die üblichen Verdächtigen ausfindig. Mit einem Nicken bedankte ich mich für das vor mir abgestellte Bier, hob das Glas,

prostete einem der Anwesenden formhalber zu und machte einen mächtigen Schluck. Es tat unendlich gut, alleine zu trinken. Es setzte den eingesperrten Geist frei. Die an die Knechtschaft gewöhnten Gedanken. Ich entzündete eine Zigarette, sog den Qualm ein und fühlte mich für einen kurzen Moment unendlich frei. Alle Last flog ab. Karla war weg, mein Beruf war weg. Mein Leben war weg. Nur mein Körper hielt noch stand. Bemächtigte sich des Alkohols, der nun in Strömen floss. Es war kurz nach zehn. Die Jukebox dröhnte ohne Unterlass. Ich nahm mein Glas und zog mich an einen der Tische zurück. Während ich in mein Glas starrte, dachte ich an das Leben eines Ludwig van Beethoven, eines James Cook oder eines Vincent Van Gogh. Jahrelang hatte ich mich dem Studium großer Geister hingegen. Doch mit welchem Erfolg? Ich trat noch auf der gleichen Stelle herum, fand keinen festen Halt und zermüßte mich immer weiter. Ich hatte gar nichts verstanden. Und gar nichts gelernt. Die größten Köpfe unserer Zivilisation waren am Boden gelegen. Oft ein ganzes Leben lang. Ohne ihr Genie für ein Stück Brot zu verkaufen. Was mir fehlte, war Demut. Der Blick in den wahren Abgrund. Den würde mir auch unbotmäßiges Trinken nicht beschern. Dessen konnte man sicher sein. Und doch musste ich weitermachen. Wie jedes andere Individuum in seinem Trott. In seiner ewigen Ausweglosigkeit. Wir waren dazu verdammt. Solange, bis uns der Tod abberief. Und uns zurückholte. Wohin auch immer. Ich dachte wieder über Karla nach. Sie hatte angeboten, eine gemeinsame Wohnung zu nehmen. Nicht zum ersten Mal. Und ich hatte nicht zum ersten Mal ausweichend geantwortet. Warum? Weil ich nie wieder verletzt werden wollte. Nicht von Gefühlen zu einer Fata Morgana. Zu einer Nebelschwade. Zu einem Nichts. Liebe war Tod. So wie es das Leben auch war. Genau das

empfand ich, als ich mein fünftes Bier in mich hinein- kippte. Und es erschreckte mich nicht im Geringsten. Ich war Soldat. Verachtet von meinen Kameraden, die mich aufgrund meiner Schulbildung für hochnäsigt hielten. Verachtet von meinen Vorgesetzten, die mich wegen meiner Weigerung, Offizier zu werden, mieden. Und verachtet von meinen Untergebenen, die mich für einen Versager hielten. So viel Verachtung und so viel Selbstmitleid war zu viel für einen einzelnen Mann. Also trank ich, um beides zu vergessen. Und Karla, die wie eine Sphinx über meinem Haupt thronte.

Rückblende 3:

Über meine Großeltern weiß ich sehr wenig. Meine Oma starb, als ich noch kaum etwas registrierte. Sie war wohl eine Matriarchin. Zu meiner Mutter erbarmungslos, zu ihren Kindern bevormundend und zu ihrem Mann eine Tyrannin. Doch dies zu beurteilen, obliegt mir nicht. Mein Großvater lebte am Ende seiner Tage im Hause meiner Eltern. Ich erinnere mich noch gut an seinen großen Fernseher, der endlos brauchte, bis sich ein Bild ergab. Ich verfolgte darauf die Spiele der Eishockey-Weltmeisterschaften, die schon damals übertragen wurden. Ansonsten kann ich mich seiner kaum entsinnen. Auch nicht an das Begräbnis, welchem ich fernbleiben musste. Woraufhin mich der Junge des Totengräbers, mit dem ich gemeinsam die Schule besuchte, mit Schmähungen bedachte. In die Zeit meiner ersten Schuljahre fiel auch die Begeisterung zum aktiven Sport. So trat ich sowohl dem Tennis- wie auch dem Fußballverein bei. Eine andere Bequemlichkeit ergab sich mit dem Tod meines Opas. Mir wurden die Räumlichkeiten überantwortet, in die er sich vor seiner Angetrauten geflüchtet hatte und ich erhielt so mein erstes eigenes Zimmer. An Einzelheiten kann ich mich nicht

mehr erinnern, sehr wohl aber noch an einen alten, knorrigen Schrank, in dem ich all meine Habe stets griffbereit sortierte. Ich traf mich oft mit einem Freund aus dem Nachbardorf, mit dem ich auch das Kino besuchte. Bud Spencer und Terence Hill waren unsere ebenso lustigen wie schlagkräftigen Helden. Rückblickend war dies wohl die schönste Zeit meines Lebens. Ich hatte zwei, drei gute Spielkameraden und konnte stundenlang in der freien Natur verbringen. Keine Autos, kein Hass, keine Gewalt. Was sich ändern sollte, als ich die Volksschule verließ und in die Höhen des Gymnasiums aufstieg.

4

Ich erwachte mit einem gehörigen Brummschädel, nahm einen tüchtigen Schluck aus der bereitstehenden Wasserflasche und stand schließlich auf. Eine kalte Dusche brachte mich wieder zur Besinnung. Fragmentarisch kehrten die Erinnerungen zurück. Mehr war auch nicht nötig. Die Dinge änderten sich ohnehin nie. Genauso wenig wie die Abläufe, in die ich mich festgefahren hatte. Es machte also wenig Sinn, danach zu forschen. Weitermachen war die Devise. Immerzu. Bis zum bitteren Ende. Bis der Krug endgültig auseinanderbrach. Der Krug, der tagtäglich zum Brunnen getragen wurde. Ich schaltete die Kaffeemaschine ein und machte die Stereoanlage leise an. Mozart ließ mich für einen kurzen Moment alles vergessen, was mich umgab. Noch so ein Genie, noch so ein Geist, den ich niemals begreifen würde. Dessen unendliches Gefühl für den perfekten Ausdruck aller Empfindungen, die wir uns wünschen oder die wir erdulden müssen. Ich legte mich auf das Sofa im kleinen Wohnzimmer. Meine Wohnung war ebenso überschaubar wie spartanisch. Was durchaus praktisch war. Besen und

Scheuerlappen mussten so nicht über Gebühr in Anspruch genommen werden. Ich hatte meine Bücher, meine Musik und meine Einsamkeit. Karla machte sich laufend über meine Garderobe lustig und beschenkte mich regelmäßig mit irgendeinem Kleidungsstück, von dem sie annahm, es würde mir stehen. Was ich nicht zu beurteilen vermochte. Mode war ihr Metier. Methodik war meines. Ich beherbergte in meinem Drei-Zimmer-Apartment ein nicht unbeträchtliches Archiv an Landkarten aus aller Welt. Wohlgeordnet und katalogisiert. Für Karla war diese Leidenschaft spießig. Sinnlos. Sie sah darin etwas, was jemandem unmöglich Freude bereiten konnte. Doch da irrte sie, meine kluge, wunderschöne Freundin. Aus dem Grund, weil sie von sich automatisch auf alle anderen schloss. Das war ihr Kardinalfehler. Sie differenzierte nicht. Sie sah schwarz und daher war es auch schwarz. Obwohl es tatsächlich dunkelgrau war. Karla hatte ein Gespür für Menschen. Wusste ihre Leidenschaften und Empfindlichkeiten für sich zu nutzen. Ohne diese auch zu verstehen. Ohne dabei im viel zitierten Elfenbeinturm zu sitzen, in dem ich Platz genommen hatte. Und über meine Karten gebeugt die Welt zerschnitt. In Täler des Jammers. In finstere Schluchten. In bodenlose Untiefen. Was mir fehlte, hatte sie im Übermaß. Und umgekehrt. Und an die Mär, dass sich Gegensätze anziehen, glaubte ich nicht. Ich schloss meine Augen und die Musik bahnte sich ihren Weg durch die Dunkelheit. Es war Samstagvormittag. Ganz Mürren, ob nun in der überladenen Alt- oder in der ärmlicheren Neustadt, erlag dem Rausch des Konsums. Verstopfte Straßen, belagerte Supermärkte, überfüllte Läden. Karla hatte gerade ihre helle Freude. Es machte ihr Spaß, von Leuten umgeben zu sein. Mit ihnen zu schwimmen. Ihre Kreditkarten lächelnd entgegenzunehmen. Sie würde bald ihr eigenes Geschäft besitzen.

Michael Koller, geboren 1972 in Gmünd, NÖ.

Mit dem Roman „Jagd im Olivenhain“ realisierte er ein sehr persönliches Projekt, mit dessen Thematik er sich schon lange befasst hatte.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien